

Perlenfischen

von Roger von Wartburg

Perle 1: Weniger Bildungspathos, bitte!

Wo: Solothurner Zeitung

Wer: Carl Bossard

Wann: 4. Mai 2022

Es war einmal eine Kindergärtnerin. Was ist sie heute? Eine Bachelor of Arts in Pre-Primary and Primary Education. So mindestens lautet der Lehrgang an verschiedenen Pädagogischen Hochschulen. Und was ist aus dem Lehrer geworden? Natürlich ein Bachelor of Arts in Primary Education. Prüfungen, Aufbau von Wissen und Können, Denken und Problemlösen: Das waren vertraute Bildungsbegriffe. Wie heissen sie heute? Kompetenzorientierung, Lernziel-evaluationen, kognitive Operationsmodi.

Nun zweifelt niemand, dass Fachwissenschaften ihre ganz spezifische Fachsprache sprechen müssen. Niemand kann die Ergebnisse der Humangenetik und der Nuklearmedizin, der Pharmazeutik und der Biochemie in einer Alltagssprache wiedergeben, die allen vertraut ist. Auch juristische Sachverhalte, ökonomische Einsichten, philosophische Erkenntnisse fallen nicht einfach vom Himmel. Man muss sie in zähem Ringen erwerben und kann sie in der jeweiligen Fachsprache präziser fassen.

Oder anders gesagt: Wissenschaften haben ihre eigenen Probleme, die aus der Sache kommen – und darum ist auch ihre Sprache und sind ihre Begriffe nicht in Windeseile pfannenfertig zu präsentieren. Mundgerechte Fast-Food-Statements verkennen oft den Kern der Sache. Das gilt auch für die Pädagogik. Und doch ärgert die Sucht vieler Bildungsfachleute, alles und jedes in einer Sprache auszudrücken, die zwar wissenschaftlich ist oder wenigstens so klingt. Doch oft ist es gar keine Wissenschaft, oft sind es nur Worthülsen und damit nicht viel mehr als fachliches Imponiergehabe.

Ein konkretes Beispiel, wie eine Pädagogische Hochschule ihre Studierenden auf die soziale Vielfalt im Schulalltag vorbereiten will: «Mit der Selbstverständlichkeit kultureller Heterogenität in Gesellschaft, Schule und Unterricht sieht sich die Lehrerinnen- und Lehrerbildung herausgefordert, Lehrpersonen den Erwerb von Fähigkeiten zu ermöglichen, die eine produktive Gestaltung von Schule und Unterricht im multikulturellen Kontext erlauben. Wir arbeiten deshalb prototypische Reflexionsmuster heraus, wie angehende Lehrpersonen kulturelle Unterschiede spe-

zifisch im schulischen Kontext reflektieren, und verdichten diese Reflexionsmuster zu einem Stufenmodell der Normalitätsreflexionen.»

Ob jemand diese Sätze versteht? Die meisten schweigen wohl ehrfürchtig. Ein pseudowissenschaftliches Sprachgewölke! Das wortreiche Getöse erinnert an die Aussage des Schriftstellers Wolf Schneider: «Der Ausweis der Wissenschaftlichkeit erfolgt durch den Nachweis der Unverständlichkeit.»

Man könnte getrost darüber hinwegsehen und solche Texte mit einer Prise Ironie hinnehmen, hätte diese Sprache, hätte dieser fast unkontrolliert wuchernde Fachjargon nicht Folgen. Der Drang, alles zu verwissenschaftlichen, hat Bildung und Erziehung in Atemnot gebracht. Das zeigt sich auch bei der Lektüre des Lehrplans 21. Viele Begriffe sind schwammig, Sprache und Stil oft kompliziert und wenig verständlich. Ein beliebiges Beispiel: «Idealerweise bieten gestaltete Lernumgebungen mannigfaltige durch Lehrpersonen und Lehrmittel unterstützte Lerngelegenheiten, einzelne oder verschiedene Facetten einer Kompetenz zu erwerben, zu festigen und in Anwendungssituationen zu nutzen. Durch ihre Ausrichtung auf die aktive Auseinandersetzung mit Gegenständen und Aufgaben, werden bei Schülerinnen und Schülern vielfältige rezeptive und gestalterische Arbeits- und Denkprozesse angeregt.» Was sollen Eltern und Lernende mit solchen Sätzen zur Lernsystematik anfangen?

Eine Art sprachlicher Schamanenzauber! Kurz, klar und konkret ist: «Lehrerinnen und Lehrer gestalten vielfältige Lernsituationen; sie führen so die Kinder zu neuem Wissen und Können. Dazu gehören die Impulse zum Nachdenken, das Üben und Festigen des Gelernten sowie das Anwenden in veränderten Bezügen.» Für Lehrplangestalter ist das wohl zu simpel, zu verständlich, zu wenig beeindruckend.

Perle 2: Integrative Schule: bei Eltern und Lehrern umstritten – und ein Abwahlrisiko für Politiker

Wo: Neue Zürcher Zeitung

Wer: Antonio Fumagalli, Daniel Gerny und Erich Aschwanden

Wann: 18. Mai 2022

Als die gebürtige Uruguayerin Cesla Amarelle in die Schweiz kam, war sie viereinhalb Jahre alt und sprach kein Wort Französisch. Vierzig Jahre später – via Gemeinde-, Kantons- und Nationalrat wurde die SP-Frau 2017 in die Waadtländer Regierung gewählt – musste sie sich für ein Departement entscheiden. Sie wählte bewusst das Bildungsdossier, obwohl sie ahnte, dass ihr harte Auseinandersetzungen bevorstehen würden. «Ich wollte zurückgeben, was man mir damals gegeben hatte. Ohne den aufopferungsvollen Einsatz meiner ersten Lehrerin wäre ich nicht da, wo ich nun stehe», sagt sie.

Dass sie dafür gleich den für eine Exekutivpolitikerin höchsten Preis bezahlen muss, hätte sie damals aber doch nicht gedacht: Am 10. April dieses Jahres wurde Amarelle vom Waadtländer Stimmvolk abgewählt. Hauptgrund dafür war das 2020 eingeführte, von einem Teil der Lehrerschaft wenig goutierte «Konzept 360°». Dieses soll «nicht mehr, sondern besser integrieren» und «den Bedürfnissen aller Schülerinnen und Schüler entsprechen».

Sprich: Auch verhaltensauffällige, lernschwache und behinderte Kinder sollen Regelklassen besuchen – unter anderem, indem ihnen Sonderpädagogen zur Seite gestellt werden. «Es ist eine der zentralen Aufgaben der Schule, die gesellschaftlichen Ungleichheiten zu verringern», sagt Amarelle. Oder anders gesagt: In einer immer heterogeneren Gesellschaft soll es nicht mehr hauptsächlich – wie in ihrem persönlichen Fall – vom Glück abhängig sein, ob unterprivilegierte Kinder den sozialen Aufstieg schaffen.

Die integrative Schule gehört seit Jahren zu den Reizthemen im Bildungsbereich. Das Behindertengleichstellungsgesetz und viele Volksschulgesetze schreiben deren Förderung vor, wobei sie stets von individuell abgestimmten Fördermassnahmen zugunsten der «ungewöhnlichen» Schülerinnen und Schüler begleitet werden. 2007 bildeten die Kantone dafür sogar ein eigenes Sonderpädagogik-Konkordat, dem inzwischen sechzehn Kantone beigetreten sind. Die einstigen Klein- und Förderklassen wurden damit zum grössten Teil abgeschafft.

Doch die Zweifel am Konzept sind nie ganz abgerissen: Im Kanton Basel-Stadt hat ein überparteiliches Komitee kürzlich eine Volksinitiative zur Wiedereinführung von Kleinklassen gestartet, die es neu «Förderklassen» nennt. Im Unterschied zu anderen Kantonen gibt es in Basel kaum noch solche klei-

nen Klassen für Kinder mit besonderen Bedürfnissen. Viele Lehrerinnen und Lehrer kommen an die Belastungsgrenzen, auch wenn sie das Konzept der integrativen Schule im Prinzip begrüssen. Das zeigte eine Umfrage unter Lehrpersonen, von denen schliesslich fast drei Viertel die Wiedereinführung von Kleinklassen befürworteten.

Das Beispiel steht für Diskussionen in zahlreichen Kantonen und Gemeinden. Lehrerverbände und Gewerkschaften warnen immer wieder vor einem Kollaps der Volksschule. Sie drängen auf zusätzliche Stellenprozente, die nötig seien, um den Unterricht in heterogen zusammengesetzten Klassen in der gebotenen Qualität überhaupt gewährleisten zu können. [...] Vor allem in städtischen Schulen sind die Anforderungen an die Lehrpersonen hoch: Die Anzahl Kinder, die nicht Deutsch als Muttersprache haben, ist hoch. Gleichzeitig gibt es immer mehr Kinder aus belasteten Familien.

Der baselstädtische Bildungsdirektor Conradin Cramer [...] (LDP) hält zwar an der integrativen Schule fest, doch der Druck von der Basis zwingt auch ihn zu einer Kurskorrektur: Die integrative Schule müsse eine «bessere Wirkung erzielen», erklärte er vergangene Woche gegenüber der «Basler Zeitung»: «Dazu gehört zuerst einmal: Die Lehrer dürfen nicht ausbrennen. Diese Gefahr besteht leider.» Zudem gebe es eine wachsende Zahl von Schülern, die in Kleinstgruppen von zwei, drei Schülern unterrichtet werden müssten, manchmal sogar im Einzelsetting.

Die Waadt hat mit der Einführung des «Konzept 360°» die finanziellen Mittel massiv erhöht – das Budget zugunsten der Grundschule wurde signifikant stärker ausgebaut, als die Anzahl der Schulkinder zunahm. Dennoch ebte die Kritik an der Reform, die von den im grössten Westschweizer Kanton traditionell einflussreichen Schulgewerkschaften nur halbherzig mitgetragen wurde, nie ab. Unzufrieden waren nicht nur überforderte Lehrpersonen, sondern auch ein Teil der Eltern. Man darf mutmassen, dass dieser kumulierte Widerstand die rund 4000 Stimmen ausmachte, die der Bildungsdirktorin Amarelle zur Wiederwahl fehlten. [...]

Die Waadt ist freilich nicht der einzige Westschweizer Kanton, in dem die Maxime einer «gleicheren» Schule auf Widerstand stösst: Erst am vergangenen Sonntag hat das Genfer Stimmvolk, wenn auch mit ultraknapper Mehrheit, eine Reform bachab geschickt. Sie hatte zum Ziel, den Ansprüchen



Der baselstädtische Bildungsdirektor Conradin Cramer [...] (LDP) hält zwar an der integrativen Schule fest, doch der Druck von der Basis zwingt auch ihn zu einer Kurskorrektur: Die integrative Schule müsse eine «bessere Wirkung erzielen», erklärte er vergangene Woche gegenüber der «Basler Zeitung»: «Dazu gehört zuerst einmal: Die Lehrer dürfen nicht ausbrennen. Diese Gefahr besteht leider.» Zudem gebe es eine wachsende Zahl von Schülern, die in Kleinstgruppen von zwei, drei Schülern unterrichtet werden müssten, manchmal sogar im Einzelsetting.

aller Schülerinnen und Schüler gerecht zu werden, «unabhängig davon, ob sie Schwierigkeiten haben oder nicht».

Konkret hätte die Übergangsstufe («cycle d'orientation») zwischen Primarschule und Sekundarstufe II harmonisiert werden sollen – dies nicht zuletzt vor dem Hintergrund, dass die Berufslehre in Genf auch kulturell bedingt einen besonders schweren Stand hat und aufgewertet werden soll. Auf Klassenebene wäre die Trennung in verschiedene Leistungsstufen erst im elften Schuljahr erfolgt.

Doch daraus wird nun nichts, Regierung und Parlament müssen zurück auf Feld eins. Für die Bildungsvorsteherin Anne Emery-Torracinta kommt das Abstimmungsergebnis einer persönlichen Schlappe gleich. Da sie aufgrund von gravierenden Missständen in einem Heim für autistische Kinder ohnehin schwer in der Kritik steht, dürfte sie sich glücklich schätzen,

dass die SP-internen Regeln eine Amtszeitbeschränkung vorsehen und sie sich im kommenden Frühling gar nicht erst zur Wiederwahl stellen darf. [...]

Anders als der Waadtländer Bildungsdirektorin Cesla Amarelle hat die Diskussion ihrem Nidwaldner Amtskollegen nicht geschadet. Res Schmid wurde im März problemlos wiedergewählt. Nach zwölf Jahren Erfahrung in der Praxis will er nun den Ist-Zustand unter die Lupe nehmen. Ein möglicher Weg wäre die Schaffung von sogenannten Schulinseln oder Lernorten, wie sie in einigen Nidwaldner Gemeinden bereits bestehen. Dabei handelt es sich um ein niederschwelliges Angebot vor Ort für Schülerinnen und Schüler, die kurzfristig oder über eine befristete Zeit dem Unterricht in der Regelklasse nicht folgen können. Doch lange soll dieser Zustand nicht anhalten. Ziel ist, dass auch diese Kinder so schnell wie möglich wieder in die Regelklasse zurückkehren.

Perle 3: Am Gymi fehlt schnelle Hilfe, wenn Mobbing eskaliert

Wo: Tages-Anzeiger

Wer: Daniel Schneebeili

Wann: 10. Mai 2022

Der Kanton Zürich will den Kampf gegen die Gewalt an den Schulen verstärken. Besonders an den Gymnasien kommen die hauptsächlich Betroffenen – Schülerinnen und Schüler sowie Lehrpersonen – zu wenig leicht an Unterstützung. Deshalb will Bildungsdirektorin Silvia Steiner (Die Mitte) mittelfristig eine flächendeckende Schulsozialarbeit einführen. Versuchsweise wird dies bereits nach den Sommerferien an den ersten Schulen getan, wie die Bildungsdirektion in einer Mitteilung schreibt.

Hintergrund ist eine breit angelegte Bedarfsabklärung an den Volksschulen und den Schulen der Sekundarstufe II (Berufs- und Mittelschulen), welche die Pädagogische Hochschule Zürich mit der Fachhochschule Nordwestschweiz im Auftrag der Bildungsdirektion durchgeführt hat. Für die Studie führten die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler eine grosse Onlineumfrage durch, an der sich insgesamt 1095 Mitarbeitende aus den Volksschulen und 159 Mitarbeitende aus Schulen der Sekundarstufe II beteiligten.

Dabei stellte sich heraus, dass Gewalt an den Schulen alltäglich ist. Je älter die Kinder und Jugendlichen sind, desto grösser wird der Anteil der psychischen Gewalt wie Mobbing, aber auch der Gewalt gegen sich selbst. So haben 66 Prozent der befragten Personen aus den Mittel- und Berufsschulen angegeben, dass sie immer wieder selbstverletzendes Verhalten bei ihren Schülerinnen und Schülern beobachten. 59 Prozent haben auch Erfahrung mit Suizidalität unter den Lernenden.

Bei Gewaltvorfällen in der Volksschule ist gemäss den Befragungen die Schulsozialarbeit fast überall beteiligt. Die Lehrerinnen und Lehrer holen sich also dort Hilfe. In der Sekundarstufe II ist die Schulsozialarbeit dagegen nur in 12 Prozent aller Fälle involviert. Grund für dieses Gefälle: An den Gymnasien ist die Schulsozialarbeit wenig verbreitet, zudem gibt es teilweise administrative Hürden für Lehrerinnen und Lehrer, wenn sie Schulsozialarbeit anfordern wollen. In akuten Fällen holen die Lehrpersonen meist Hilfe im Rektorat.

Laut der Studie sind auch Gymnallehrerinnen und -lehrer beim Thema Gewalt sensibilisiert und es gibt neben den internen auch externe Anlaufstellen. Allerdings sind diese zu wenig gut zugänglich. So sind zwar Schulsozialarbeiterinnen an manchen Schulen anwesend, allerdings meist nur während weniger Stunden pro Woche.

Wenn eine Mobbing-Situation an einem Gymnasium eskaliere, sei es wichtig, dass die Lehrpersonen rasch und niedrigschwellig Unterstützung erhalten könnten, sagt der Studienautor Roger Keller gegenüber der NZZ. Er begrüsst deshalb einen Ausbau der Sozialarbeit an den Gymnasien. Ein Problem wird es allerdings sein, genügend Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter zu finden. An den Schulen herrscht gegenwärtig grosser Personalmangel. [...]



Perle 4: Wer schulische Integration forciert, verkehrt sie in ihr Gegenteil

Wo: NZZ am Sonntag

Wer: Beat Kissling

Wann: 8. Mai 2022

Integration als ethisches Postulat lässt sich auch aus dem ersten Artikel der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte von 1948 herleiten. Dieser besagt, dass ausnahmslos alle Menschen gleichwertig seien und sich wie Brüder und Schwestern begegnen sollten. Die heutigen Erkenntnisse einer interdisziplinär abgestützten Anthropologie bekräftigen Sinn und Bedeutung dieser Aussage vollumfänglich. Kurz: Der Mensch ist ein soziales Wesen.

Integration in Schulen soll ausnahmslos allen – auch handikapierten – Kindern gleichwertige Bildungsmöglichkeiten bieten. Nach dem Zweiten Weltkrieg führten die Bemühungen, diesem Anliegen gerecht zu werden, in der Schweiz zur Einführung von Kleinklassen, in denen Schülerinnen und Schüler mit denselben Behinderungen von spezialisierten heilpädagogischen Fachleuten unterrichtet wurden. Man war überzeugt, sie so am besten fördern und längerfristig integrieren zu können. Bis heute geniessen Kleinklassen in der Bevölkerung einen guten Ruf.

Ab den sechziger und siebziger Jahren wurde zunehmend die Forderung erhoben, behinderte Kinder in Regelklassen zu integrieren. Dies entsprach dem bildungspolitisch angestrebten Ziel der Chancengleichheit. Die Kleinklassen (Sonderschulen) wurden als diskriminierende Ausgrenzung vor allem der Kinder sozial benachteiligter Eltern kritisiert. Verspottung und Hänselei der Sonderschüler als «dumm» beziehungsweise «beschränkt» bekräftigten diese Darstellung. Diese kränkenden Stigmatisierungen waren allerdings primär einer gesellschaftlich verbreiteten Arroganz und Indolenz und nicht der Schule an sich anzulasten.

Anfang der neunziger Jahre dann wurden die Kleinklassen weitgehend aufgehoben, die Sonderschüler in Regelklassen integriert. Leider war diese Reform von einer Polarisierung der Standpunkte zwischen zumeist skeptischen Praktikern und den Promotoren der Reform aus den damit befassten Hochschulen geprägt. Heute, dreissig Jahre später, wird dieser Systemwechsel trotz durchaus positiven Beispielen als Misserfolg gewertet. Immer wieder – derzeit in Basel – wird die Wiedereinführung von Kleinklassen gefordert.

Angeichts der Kontroverse lohnt es sich, Beispiele erfolgreicher Integration genauer zu betrachten. Im französischen Dokumentarfilm «Être et avoir» (2002) etwa erlebt man Kinder mit einer Vielfalt individueller Schwierigkeiten und Ein-

schränkungen in einer altersdurchmischten Schulklasse, die eine familiär wirkende Gemeinschaft bildet. Die Atmosphäre ist von sichtlichem Wohlfühlen aller geprägt, womit das zentrale Kriterium für erfolgreiche Integration erfüllt ist. Der Film illustriert, wie Lehrer Georges Lopez durch pädagogisches Geschick, Feinfühligkeit und Fähigkeit der Interaktion in seiner Klasse Verbundenheit und Mitmenschlichkeit aufzubauen vermag. Damit ist Wertschätzung und Unterstützung für alle gewährleistet.

«Être et avoir» demonstriert: Integration ist möglich, setzt aber aussergewöhnliche pädagogische Fähigkeiten der Lehrperson voraus. Sie darf nicht als Experimentierfeld dienen und möglicherweise scheitern, weil Integration dann ins Gegenteil kippt und für die Betroffenen fatal sein kann. Sympathie und Zusammenarbeit in einer Klasse sind für erfolgreiche Integration entscheidend. Lopez fördert diesen interpersonellen Bezug in seiner Klasse mit einem durchgehend dialogisch geführten Unterricht, bei dem er alle als gute Kameraden sowie anregende und hilfreiche Kooperationspartner aufeinander verweist.

Paradoxerweise wird gegenwärtig in unseren Schulen der gegenteilige Trend forciert, nämlich die Individualisierung des Unterrichts in Form des selbstorganisierten Lernens mit quasi abstinenter Lehrperson. Dazu passt die Radikalisierung der Integration zur Inklusion. Dabei wird die Pädagogik durch eine systemische Idealisierung maximaler Heterogenität ersetzt.

Die Folgen dieser Konzeption lassen sich schon an vielen deutschen Schulen studieren. Klassen mit dem ganzen Spektrum an Leistungs- und Lernfähigkeit sind da die Norm: vom Gymnasiasten bis zum geistig behinderten, vom gut sozialisierten bis hin zum schwer verhaltensauffälligen Kind. Lehrkräfte sind überfordert, Klassendynamiken entgleisen, Lernende resignieren oder stören, und heilpädagogische Fachpersonen sind überall mit Notfallsituationen beschäftigt statt mit der Förderung Einzelner.

Die Schulklassen in der Schweiz sind bisher noch nicht so weitgehend umgestaltet worden. Es bleibt vielmehr zu hoffen, dass bei uns eine Integration zum Leitmassstab wird, die, wie oben beschrieben, den einzelnen Schülerpersönlichkeiten gerecht werden kann. Für etliche Schülerinnen und Schüler ist aber vermutlich der Weg über die Kleinklasse von Vorteil.